

# Frauen Zukünfte

Ganzheitliche feministische Ansätze,  
Erfahrungen und Lebenskonzepte



ÖKO-  
LOG-  
Buch 3

Herausgegeben von Rüdiger Lutz in Zusammenarbeit mit und Beiträgen von  
Heide Göttner-Abendroth, Sarah Jansen, Manon Maren-Grisebach, Eva Quistorp,  
Cillie Rentmeister, Charlene Spretnak und anderen

**BELTZ**

# Doch will sie lieben am eigenen Leibe ...

## Über die patriarchale Auslöschung der Geschlechterdifferenz

Wer sich dieser Auslöschung widersetzen will, muß erst einmal Spuren aufnehmen, die noch Zeugen des eigenen Exils sind. Muß sie lesen lernen und verfolgen im Dickicht aufgeherrschter Weiblichkeitsbilder, die das weibliche Geschlecht in der Ver-Kennung festhalten. Schon so lange, daß sich Frauen nicht mehr selbst kennen und sich nicht selbst sprechen können.

Die Auslöschung des weiblichen Geschlechts im theoretischen Diskurs ist für Luce Irigaray der Ausgangspunkt für ihre „Durchquerung“ von Psychoanalyse und Philosophie. Sie ist Psychoanalytikerin, ist also vertraut mit den Spuren bei Frauen, die noch weibliche Lust, weibliches Begehren ausdrücken – allerdings nur noch in Form von Pathologie, als schmerzende Zeichen von Körpern.

Luce Irigaray deckt dabei Machtverhältnisse auf, die die Beziehung zwischen Mann und Frau fundamental bestimmen: der Mann wird Mann, weil es die Frau *nicht* gibt, genauer gesagt, weil der Mann die Frau als ein von ihm unterschiedenes *eigenes* Geschlecht nicht anerkennt, sowohl in der gesellschaftlichen Praxis als auch in der Theorie. Das ist die wesentliche Voraussetzung für Frauen, die ihre geschlechtliche Identität finden müssen, eine gesellschaftliche Struktur, die bis in die Wunschstrukturen von Frauen

wirkt. „Die Macht beruht nicht auf Verboten, sondern auf Durchdringungen.“ (Foucault<sup>1</sup>)

Die patriarchale „Codierung“ unserer Gesellschaft besteht darin, daß sich das Männliche zum *Ganzen* gemacht hat, das Weibliche nur in Bezug auf das Männliche Existenzberechtigung hat. Diese Codierung können wir sowohl an der Geschichtsschreibung als auch an der Philosophie und an der Psychoanalyse nachzeichnen. Ich möchte mich hier mit Luce Irigaray auf einen Ausschnitt psychoanalytischer Theoriebildung beschränken, will aber zuvor einen kurzen Hinweis geben, daß diese Codierung keineswegs nur als psychische Struktur festzustellen ist, sondern fundamentales Konstitutionsprinzip einer patriarchalen Gesellschaft ist.

Kurnitzky will in seinen beiden Büchern „Ödipus“<sup>2</sup> und „Triebstruktur des Geldes“<sup>3</sup> zeigen, wie sich die Gesellschaft – genauer gesagt die patriarchale Zivilisation – als Kampf gegen chaotische und unberechenbare Natur konstituiert. Er zeigt anhand von Sagen und Mythen, daß dies stets ein Kampf gegen das Weibliche und dessen Unterwerfung und Nutzbarmachung ist. Es ist der Kampf gegen Drachen, vielköpfige Ungeheuer, die Überwindung von Schlangen, Lindwürmern und der Sphinx. Die gleiche Auffassung, daß sich Gesellschaft durch Akte der Unterwerfung nur konstitu-

ieren könne, liegt in den Opferritualen von weiblichen Menschen oder Tieren: Sie gelten als notwendige Voraussetzung *zivilisierter* Fruchtbarkeit, Fruchtbarkeit der Erde als auch der Frau, die erst dann als sozial nutzbar gilt, wenn ihre Jungfräulichkeit geopfert und unterworfen ist.

Unterwerfung und Opferung sind keine einmaligen Akte zur Installierung einer patriarchalen Herrschaft, sondern sie sind deren konstitutives Prinzip. D.h. sie müssen *aufrechterhalten* bleiben, verankert in gesellschaftlichen Strukturen. Man kann Kurnitzky in diesem Sinn verstehen, wenn er von der ständigen Ersetzung der Opfergaben spricht: vom Menschen (meist ein Mädchen) zum weiblichen Tier bis zu den Obolen, Vorgänger eines allgemeinen Tauschmittels. Damit haben sich auch die Opferrituale verändert bis zur Unkenntlichkeit als Opferrituale. Kurnitzky sagt, daß die Opferung des weiblichen Geschlechts die (triebstrukturelle) Grundlage für die gesellschaftliche Assoziation gewesen sei – und als solche Vorläuferin der gesellschaftlichen Synthesis durch den Tausch.

Luce Irigaray geht dem nach, wie sich das Patriarchat in der Gegenwart durch Akte von Unterwerfungen und „Durchdringungen“ aufrechterhält. Dabei können wir feststellen, daß die Frau immer noch *lebendige Trägerin* des zu Unterwerfenden und des zu Op-

fernden ist, immer noch Einsatz im Tausch zwischen Männern. Lebendige Trägerin in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem das Männliche das Ganze ist und – wir müssen es jetzt genauer sagen – das *Konstituierende* ist. D.h. daß Männer festlegen, was Geltung erlangt, was anerkannt wird, was ausgesprochen wird, was Recht wird, was Bedeutung bekommt, daß Männer sich das Recht nehmen, den (identitätsstiftenden) Sinn zu geben. Lyotard sagt es von der abendländischen, insbesondere der griechischen Männlichkeit:

*„Das Wort, das in dieser Mitte ausgesprochen wird, erweist sich also als konstituierend für die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit. (...) Vielleicht ist im Abendland seit jenem Augenblick das Männliche nichts anderes als diese Beziehung zum Konstituierenden.“*<sup>4</sup>

Diese Beziehung finden wir auch innerhalb der psychoanalytischen Theoriebildung wieder: Nur der/die erlangt eine geschlechtliche Identität, der/die sich in eine Beziehung zum Phallus setzt (setzen kann). Diese apriorische Setzung steht psychoanalytisch immanent nicht mehr zur Diskussion, sie hat jedoch folgerichtig widersprüchliche und ungereimte Aussagen über weibliche Sexualität zur Folge. Die sind *innerhalb* der psychoanalytischen Diskussion genügend streitbar aufgegriffen worden, ohne daß es zur Infragestellung dieser Setzung gekommen wäre. Diese Diskussion will ich nicht verfolgen, ich will mich mit Luce Irigaray auf eine Position außerhalb der Psychoanalyse stellen, um sie von dort aus streckenweise zu durchqueren, mit der Frage, was geschieht denn hier mit dem weiblichen Geschlecht.

Luce Irigaray zeigt<sup>5</sup> anhand von

Freuds Aufsatz „Die Weiblichkeit“<sup>6</sup>, daß in die Psychoanalyse Unterwerfungen des Weiblichen eingehen, die aber als solche nicht mehr benannt werden, unbewußt bleiben. Ich nehme diesen Aufsatz, weil hier am klarsten das zum Ausdruck kommt, was Luce Irigaray die „geschlechtlichen Voraussetzungen“ des psychoanalytischen Diskurses genannt hat. D.h. Psychoanalyse ist kein unparteilicher geschlechtsneutraler Ort oder Diskurs, in dem wir etwas über ein mögliches produktives Verhältnis *zwischen* Mann und Frau erfahren könnten, sondern ist Produkt und Vollzug eines männlichen selbstbezogenen Bewußtseins, das sich erst in der Verdrängung, Unterwerfung und Nutzbarmachung des Weiblichen bildet.

Hier werden wir Frauen mit einem Problem konfrontiert, wenn wir uns der geschlechtlichen Auslöschung widersetzen wollen: Daß uns die Psychoanalyse, so wie sie ist, keinen Weg zu unserer Befreiung weist, sondern daß wir in ihr eine Begrifflichkeit vorfinden, die sich ja gerade in der Unterwerfung und Verkennung des Weiblichen konstituiert hat. Luce Irigaray vermutet: „Aber könnte die Wirkung der Psychoanalyse, so wie sie ist, nicht gerade darin bestehen, die Frau in den ‚endgültigen Positionen‘, die ihre (?) Libido einzunehmen gezwungen wurde, zu bestärken?“ (Sp S. 164) Dann wäre eine Differenz zwischen Mann und Frau überhaupt erst zu (er)finden!

Können wir also zunächst nichts anderes tun, als diese Theorie zu durchqueren, zu fragen, was geschieht da mit dem Weiblichen, wo bleibe ich da überhaupt, wo komme ich denn da vor? Sie durchqueren, „um ihre Anleihen auf das/bei dem Weiblichen wieder zum Vorschein zu bringen, damit sie ‚zurückgeben‘, was sie dem Weibli-

chen schulden.“<sup>7</sup> In diesem Prozeß lernen wir, wo und wie wir abgeblieben sind, im Zorn bildet sich ein neues Selbstverstehen, das aber in keine ‚neue‘ herrschende Identität einmündet: „Sich (wieder)zufinden, könnte daher für eine Frau nichts anderes bedeuten, als die Möglichkeit, nichts von ihrer Lust einem Anderen zu opfern, sich insbesondere mit niemandem zu identifizieren, niemals einfach nur eine zu sein.“ (DG S. 30)

### Sigmund Freuds Argumentation

Verfolgen wir also die Freud'sche Argumentation, ich werde die Irigaraysche Interpretation anschließen. „Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt (...). Auch Sie werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, insofern Sie Männer sind. Von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, sie sind selbst dieses Rätsel.“ (545)

Schon hier wird eine Argumentationsstruktur sichtbar, die sich durchhält: War doch die *Beziehung* zwischen männlich und weiblich rätselhaft, die Möglichkeit ihrer *Unterscheidbarkeit* Freuds Ausgangsfrage, so wird das unter der Hand zu einer *Eigenschaft* der Frau: Sie ist dieses Rätsel! Sie wird Symptomträgerin, damit sich das männliche Geschlecht um so *ein-deutiger* bestimmen kann.

Freud stellt fest, daß weder die anatomische Wissenschaft noch die Psychologie dieses Rätsel lösen kann. Der Psychoanalyse „entspricht es dann“, so Freud, „daß sie nicht beschreiben will, was das Weib ist – das wäre eine für sie kaum lösbare Aufgabe – sondern untersucht, wie es *wird*, wie sich

das Weib aus dem bisexuell veranlagten Kind entwickelt.“ (548) Übrigens eine Aufgabe, die nur dem Mädchen zufällt – der Mann ist Mann von Anfang an.

Schon zu Freuds Zeiten kamen Einwände gegen seine Auffassungen, die bereits auf die „geschlechtlichen Voraussetzungen“ seiner Annahmen zielten. Er setzte sich allerdings mit ihnen nicht auseinander, sondern verwirft sie mit folgender Bemerkung:

„Jedesmal, wenn eine Vergleichen zu Ungunsten Ihres Geschlechts auszufallen schien, konnten unsere Damen den Verdacht äußern, daß wir, die männlichen Analytiker, gewisse tief eingewurzelte Vorurteile gegen die Weiblichkeit nicht überwunden hätten, was sich nun durch die Parteilichkeit unserer Forschungen strafte. Wir hatten es dagegen auf dem Boden der Bisexualität leicht, jede Unhöflichkeit zu vermeiden. Wir brauchten nur zu sagen: das gilt nicht für Sie. Sie sind eine Ausnahme, in diesem Punkt mehr männlich als weiblich.“ (548)

So weit seine einleitenden Bemerkungen, ich will das Folgende zusammenfassen.

Freud schaut auf das kleine Mädchen und – sonderbar – er muß „nun anerkennen, das kleine Mädchen sei ein *kleiner Mann*“. Und zwar deshalb, weil sich seine erotische Befriedigung „an diesem *Penisäquivalent* abspielen, (...) die eigentlich weibliche Vagina ist noch unentdeckt.“

Das kleine Mädchen kann jedoch in seiner *phallischen* Phase nicht verharren, dann hätten wir ja nur lauter kleine Männer, und Homosexualität wäre zu Freuds Zeiten noch verwerflicher als heute gewesen, es muß also zur Frau werden. Hier hat es die erste „Aufgabe“ zu erfüllen: es muß sich von

seiner Klitoris abwenden:

„Aber so soll es ja nicht bleiben, mit der Wendung zur Weiblichkeit soll die Klitoris ihre Empfindlichkeit und damit ihre Bedeutung ganz oder teilweise an die Vagina abtreten und dies wäre eine der beiden Aufgaben, die von der Entwicklung des Weibes zu lösen sind, während der glücklichere Mann zur Zeit seiner Geschlechtsreife nur fortzusetzen braucht, was er in der Periode der sexuellen Frühblüte vorgeübt hatte.“ (549)

Schon hier ist auffällig, daß das kleine Mädchen nur mit männlichen Parametern erfaßt wird: phallische Phase, Penisäquivalent, aktive onanistische Befriedigung macht sie zum kleinen Mann. Sehen wir weiter:

Das Mädchen hat eine weitere Aufgabe zu erfüllen, nämlich den Wechsel ihres „Liebesobjekts“, das, wie Freud sagt, der Knabe sein Leben lang beibehält. „Wie kommt“, so fragt er, „das kleine Mädchen von der Mutter zur Bindung an den Vater“ und damit in „die ihr biologisch bestimmte weibliche Phase?“ (550) „Woran geht denn diese mächtige Mutterbindung zugrunde?“ (552) Freud wird nie eine befriedigende Antwort finden (die Mutterbindung geht ja auch nie zugrunde), um so mehr berichtet er von den Anforderungen an das Frauwerden:

Das Mädchen erhält erst dann seine geschlechtliche Identität, wird zur Frau, wenn es sich in eine Beziehung zum Vater setzt. Diese Beziehung aber setzt in unserer patriarchalen Kultur voraus, daß es sich von der gleichgeschlechtlichen Mutter *abwendet*, sie haßt. Die Abwendung von der Mutter – als deren Abwertung – bedeutet zugleich, sich vom weiblichen Geschlecht abzuwenden, es abzuwerten, um selbst in die „weibliche

Phase“ einzutreten. Sie hat also die unmögliche Aufgabe, Frau zu werden, indem sie sich von der Weiblichkeit abwendet, sie haßt. Hier stoßen wir auf einen fundamentalen Widerspruch im Prozeß der Geschlechtswerdung von Frauen, der sich nicht an einer Differenzierung der Geschlechter vollzieht, sondern in einem Gegensatz zwischen männlich und weiblich. Im Patriarchat wird verhindert, eine jeweils unterschiedene Beziehung zur Mutter und zum Vater aufzunehmen, eine Beziehung *zwischen* den Geschlechtern herzustellen. Damit der Mann sicher sein kann, daß nur (s)ein einziges Geschlecht begehrenswert ist, muß das Mädchen das seine entwerten.

Hier erklärt sich die Angst von Frauen, sich zu verlieren, wenn sie einen Mann lieben (wollen). Hatten wir uns denn jemals? Greifen wir nicht allzusehr zur „Lösung“ des Selbsthasses? Und hier liegt auch die widersprüchliche Erfahrung zwischen unserem Liebeswunsch und unserem Autonomiewunsch begründet. Wie wird eine Liebe aussehen, wenn wir am eigenen Leibe lieben?

Freud fragt also nach dem entscheidenden Unterschied, der dem Knaben die Mutter läßt, das Mädchen aber dazu bringt, die Mutter zu hassen. Er findet ihn „an erwarteter Stelle“: im Kastrationskomplex. Seine Begründung ist zirkulär. „Der Kastrationskomplex des Mädchens wird durch den Anblick des anderen Genitals eröffnet“, sagt Freud, und: „Es merkt sofort den Unterschied und – man muß es zugestehen – auch seine Bedeutung. Es fühlt sich schwer beeinträchtigt ...“ Was hier nicht mehr begründbar ist, ist die Tatsache, daß die Wahrnehmung und Erfahrung eines *Unterschieds* zwischen den Geschlechtern zu einer

Unmöglich  
Lid.kest

*Mangelerfahrung* beim Mädchen führen soll. M.a.W. das Mädchen erfährt nicht, daß es *anders* ist, sondern daß es *nichts hat*. Übrigens eine Art von ‚Selbsterfahrung, die sich bei Frauen oft durchhält, nicht nur auf ihr Geschlecht bezogen, sondern auch auf ihr Wissen und ihre Fähigkeiten: Nicht: Ich kann das anders, sondern ich kann das nicht usw. Wir sehen, wie weit das Phantasma der Kastration reicht, und wir erkennen seine kulturelle Bedeutung für die Unterwerfung von Frauen. Diese Mangelerfahrung sitzt tatsächlich auf ihrem Körper auf. Sie hat ihre körperliche Selbsterfahrung durchdrungen, so daß die Vagina überhaupt erst ‚wiederbelebt‘ werden muß, sie *verkörpert* diesen ihr zugeschriebenen Mangel. Deshalb ist es auch so schwer, ‚Wiederbelebungen‘ zu machen, sie sind nie nur über intellektuelle Leistungen und Anstrengungen zu erreichen. Gänzlich fatal aber wird es, wenn selbst Frauen die Lebendigkeit der Vagina als „Mythos“ denunzieren oder auch theoretisch legitimieren wollen.

Nicht, daß der Junge verschont wäre. Er gerät laut Freud „durch den Anblick des weiblichen Genitals“ unter den Einfluß der Kastrationsangst, die der mächtigste Motor seiner weiteren Entwicklung wird.“ (555) Diese Phallusangst bringt ihn dazu, die Mutter als Liebesobjekt aufzugeben, und das heißt bei Freud, daß der Ödipuskomplex „gründlich zerstört“ sei. Freud verwickelt sich hier in einen Widerspruch, denn er hatte betont, daß der Knabe sein Liebesobjekt nie verläßt und daß jede Beziehung zu einer Frau eine „Wiederfindung der Mutter“ sei. Freud hat hier tatsächlich das Drama des Ödipus nachgezeichnet: Ödipus verläßt seine vermeintlichen Eltern, um den Orakelspruch nicht

zu erfüllen. Gerade aber *wie* er versucht, die Erfüllung zu verhindern, vollzieht er das Orakel gerade. Vielleicht ist das, was in diesem Drama von Freud so unbeachtet blieb, nämlich in dem Versuch einer Verhinderung das zu Vermeidende gerade zu erfüllen, wesentliche Verhaltensstruktur in einem patriarchal bestimmten Geschlechterverhältnis. Erst wenn die Frau es schafft, sich mit der Mutterrolle zu identifizieren, „gewinnt sie auch die Anziehung für den Mann, die dessen ödipale Mutterbindung zur Verliebtheit entfacht.“ (564)

Ist das die Liebe zwischen zwei Geschlechtern, zwischen Mann und Frau? Und wird sie nicht auch mit der Aktualisierung der Mutterbindung auch seine Abwertung gegenüber dem weiblichen Geschlecht aktualisieren?

Daß der Junge die Mutter nie verlassen konnte, zeigt auch das laut Freud auf den Ödipuskomplex folgende Über-Ich, das für die Idealbildungen verantwortlich ist. Hier entsteht die *Idee* von der Mutter, ein Mutterideal, das ihnen niemand mehr wegnehmen kann. Es ist nur die Kehrseite der Verachtung, die er für das weibliche Geschlecht aufbringen muß, um das seine für einzig begehrenswert zu halten. Wie können denn Männer in dem Schwanken zwischen Idealisierung und Verachtung zu einer Liebe fähig sein, einer Liebe zu einer *realen* Frau? „Der metaphorische Schleier des ewig Weiblichen verhüllt dieses Geschlecht, das dem Blick kastriert scheint.“ (Sp S. 102)

Zurück zum Mädchen. Es hat keine Möglichkeit, den Ödipuskomplex zu zerstören, sondern „es läuft in die Ödipusituation wie in einen Hafen ein“. (559) Sie überträgt also die Mangelerfahrung auf die Mutter, haßt sie dafür und wen-

det sich dem Vater zu „mit Hilfe passiver Triebregungen“. Es „ist wohl ursprünglich der Wunsch nach dem Penis, den ihr die Mutter versagt hat und den sie nun vom Vater erwartet“ (558) Und schließlich der berühmt gewordene „Penisersatz“: „Die weibliche Situation ist aber erst hergestellt, wenn sich der Wunsch nach dem Penis durch den nach dem Kind ersetzt“ und „das Glück ist groß (...), wenn das Kind ein Knäblein ist, das den ersehnten Penis mitbringt“. (559)

Wir können heute darüber lachen, wir können anführen, daß die These vom Penisneid längst überholt sei, wir können sagen, daß das nicht der Neid auf den Penis ist, sondern auf die Macht, die der Mann in dieser Gesellschaft hat. Ich würde es so sagen: Überholt ist sicher die theoretische Formulierung der Mangelerfahrung von Frauen als Penisneid (siehe die weitaus exaktere theoretische Fortsetzung durch Lacan), nicht aber die Mangelerfahrung selbst. Denn die wird der Frau in der täglichen Praxis aufgeherrscht. Eine Mangelerfahrung, die die Frau in die Position einer Begehrenden setzt nach dem, was sie nicht *hat*, wobei sie das werden muß, was sie nicht *ist*, nämlich „dem nie aufgegebenen Liebesobjekt des Mannes so ähnlich wie möglich zu sein“. (Sp S. 37)

Freud sagt es an anderer Stelle noch einmal in aller Deutlichkeit: Auf der „Stufe der infantilen Genitalorganisation gibt es zwar ein männlich, aber kein weiblich; der Gegensatz lautet hier: männliches Genital oder kastriert. Erst mit der Vollendung der Entwicklung zur Zeit der Pubertät fällt die sexuelle *Polarität* mit männlich und weiblich zusammen. Das Männliche faßt das Subjekt, die Aktivität und den Besitz des Penis zusammen, das Weibliche setzt das Objekt und

die Passivität fort. Die Vagina wird nun als *Herberge* geschätzt; sie tritt das Erbe des Mutterleibes an.<sup>8</sup>

„Der neue Penis soll nicht mehr Neid, sondern Begierde wecken“, sagen Bruckner und Finkielkraut in ihrer „Neuen Liebesunordnung“<sup>9</sup>. Ihn als Objekt der *eigenen* Lust zu begehren, würde ihm in der Tat die Macht nehmen und den Neid verbannen, ein Neid, der ja die *Verachtung* der eigenen Lust impliziert. Diese Verachtung ist das Bedeutsame am Neid, und wir können hier sehen, daß der oft zitierte ‚Gebärneid‘ von Männern nicht dieselbe Bedeutung haben kann: Denn er schließt nicht die Verachtung der eigenen Sexualität ein, sondern ist subjektiver Ausdruck des patriarchalen Zugriffs auf ein Monopol, das nur Frauen haben. Das männliche Geschlecht wird in der ödipalen ‚Liebesökonomie‘ allemal als einzig begehrenswertes aufrechterhalten. Schließlich ist das ja der Sinn und Zweck des ganzen Theaters. Den neuen Penis aus einer Mangel Erfahrung heraus zu begehren, setzt allerdings dieses Theater nur fort.

Freud gesteht schließlich:

*„Das ist alles, was ich Ihnen über die Weiblichkeit zu sagen hatte. Es ist gewiß unvollständig und fragmentarisch, klingt auch nicht immer freundlich. Vergessen Sie aber nicht, daß wir das Weib nur insofern beschrieben haben, als sein Wesen durch die Sexualfunktionen bestimmt wird. Dieser Einfluß geht freilich sehr weit, aber, wir behalten im Auge, daß die einzelne (!) Frau auch sonst ein menschliches (!) Wesen sein mag.“*

Diesem großzügigen Zugeständnis Freuds folgen noch die Empfehlungen:

*„Wollen Sie mehr über die Weiblichkeit wissen, so befragen Sie Ihre eigenen Lebenserfahrungen, oder Sie wenden sich an die Dichter, oder Sie warten, bis die Wissenschaft Ihnen tiefere und besser zusammenhängende Auskünfte geben kann.“ (565)*

### Ödipus oder „Das Gesetz des Vaters“

Nun, die besseren Auskünfte finden wir bei Luce Irigaray – es wird auch nicht immer freundlich klingen. Sie stellt fest, daß es in Freuds Theorie gar keine zwei Geschlechter gibt. Das ist kein Fehler der Theorie, sondern diese Verkenning ist eine *reale*, alltägliche, Psychoanalyse greift das auf und setzt das Verhältnis zwischen Mann und Frau als patriarchal ‚codiertes‘ zugleich fort.

Luce Irigaray stellt fest, daß bei Freud der Faden der logischen Argumentation gerissen ist, wenn er von der Frau spricht. Es ist das Unbewußte, das hier spricht, sagt sie. Sie zeigt, wie das von Freud Verdrängte in seiner Theorie dennoch zur Wirkung kommt. Er führt den Ödipuskomplex nicht in seine Theorie ein, um den Unterschied zwischen den Geschlechtern zu artikulieren, sondern um das „Gesetz des Vaters“ durchzusetzen. Um das verständlich zu machen, möchte ich kurz einige Thesen von Deleuze und Guattari sowie von Theweleit darstellen.

Deleuze und Guattari<sup>10</sup> sagen, daß die *ödipale* Struktur nicht die des *Wunsches*, des Unbewußten sei, sondern die der Gesellschaft. Der Wunsch richte sich nie auf ganze Personen (Mutter, Vater), sondern immer auf Partialobjekte (Brust, Lippen, Stimme etc.). Er muß auch nicht erst frustriert und sublimiert werden, um sich auf Ge-

sellschaft zu richten und Kultur zu schaffen, wie Freud annahm, sondern er würde, wenn das nicht verhindert würde, sich direkt auf Gesellschaft richten.

Doch der Wunsch darf in dieser Gesellschaft nicht *produzieren*, er wird durch die gesellschaftliche Organisation der Familie ‚festgehalten‘, auf die Mutter gerichtet. Der Inzestwunsch, der Wunsch nach der Mutter wäre also keineswegs ein primärer, ein universeller oder gar natürlicher, sondern ist selbst schon ein codierter, eine Form, die er aufgrund der gesellschaftlichen Repression annimmt, die er wiederum repräsentiert. Freud hat die *Repräsentation* des Wunsches als ödipal strukturierten für den Wunsch selbst gehalten. Deleuze und Guattari fordern, daß statt der Repräsentation des Wunsches endlich seine Produktion betrachtet werden müsse. Sie besteht im Fließen und Strömen, ohne ein Ziel: Der Wunsch will keine Revolution, er *ist* revolutionär. Er würde sich, ließe man ihn, immer gegen Herrschaft richten. Diese Produktivkraft des Wunsches wird in der patriarchalen Gesellschaft bekämpft.

Theweleit<sup>11</sup> beschreibt, wie von den Herrschenden der Wunsch auf den Körper der Frau gelenkt wurde. Er beschreibt das als Akte einer „Reterritorialisierung“: In einer Zeit, in der es möglich wurde, fremde Länder und Kontinente zu entdecken, die zugleich die Möglichkeit eröffnete, sich der feudalen Unterdrückung zu entziehen – da mußte der Wunsch, die Sehnsucht nach dem ‚Paradies‘ zurückgeholt und dingfest gemacht werden. Er wurde zunächst auf den Körper der „höheren Frau“ gelenkt. Ihr Körper versprach Fülle und Paradies. Dieses Versprechen konnte keine reale Frau, erst recht nicht die Frauen der unteren

Schichten einlösen. So entstand die Ambivalenz zwischen Idealisierung und Verachtung gegenüber dem weiblichen Geschlecht und – was politisch wichtig war – in das Mann-Frau-Verhältnis ist der Mangel eingeführt. Es ist eigentlich ein Mangel, den der Mann erfahren muß, denn er ist getäuscht worden durch die Versprechungen der Wunschbilder. Doch anstatt die Idealisierung von Frauen als eine Absorption der Produktivkraft seines Wunsches zu durchschauen (was praktisch allerdings einen Kampf gegen die Herrschenden, gegen den Vater und sein „Gesetz“ bedeutet hätte), ‚überträgt‘ er diesen Mangel der Frau. Sie muß fortan den Mangel tragen, verkörpern, sie ist es nicht wert, geachtet zu werden, sie wird Opfer, Mängel exemplar.

Divide et impera – teile und herrsche: den Keil zwischen Frauen und Männer zu treiben, war immer schon Interesse der Herrschenden, um von ihrer Herrschaft abzulenken. Allerdings, das betont Claudia von Werlhof<sup>12</sup>, ist jeder Mann Komplize der Macht (des Vaters), solange er selbst noch ein privates Monopol über eine Frau hat.

Die Codierung des Wunsches mit dem Körper der Frau wird noch wirksamer in der Einschränkung auf die Mutter: Inzest statt Ausschwärmen. Aus dieser ‚Ersetzung‘ entsteht der ‚Ödipus‘ (ca. im 11. Jhd). Voraussetzung ist die gesellschaftliche Durchsetzung der Monogamie und mit ihr ein double-bind: Der Wunsch wird auf die Mutter gerichtet, um ihn dort auch sogleich zu verbieten. Die Lösung eines solchen double-binds aber kann einen das ganze Leben lang beschäftigen.

Deleuze und Guattari meinen, daß der Ödipuskomplex ein Konstrukt des Laos sei, der fürchtete,



Die Freud-Kritikerin Luce Irigaray

daß der Sohn ihm sein Reich und seinen Thron streitig machen könnte. Denn Söhne sind *potentielle* Aufständische.

Zurück zu Luce Irigaray: Der Ödipuskomplex dient also dazu, das Gesetz des Vaters durchzusetzen: Ein Gesetz, in dem sich das Männliche zum Maßstab macht, an dem das Weibliche gemessen und für das es nutzbar gemacht wird. Sie sagt, daß die Frau von Anfang an keine Möglichkeit habe, ihr eigenes Geschlecht zu *repräsentieren*, seine *Bedeutung* zu symbolisieren (ihm einen vergesellschafteten Ausdruck zu geben, etwa in

der Sprache), um dadurch eine (geschlechtliche) Identität zu erlangen. Das ist wichtig, denn vermutlich erscheint das, was nicht symbolisiert werden kann, als *Symptom*. Es existiert überhaupt nur im Bezug auf das männliche Geschlecht, und zwar auch nur insofern, als es Stütze der männlichen *Selbst-Vergewisserung* ist.

Welchen Ort aber nimmt die Frau in dieser männlichen Selbstbezeichnung ein? Sie verkörpert die Stelle des Nichts, des Negativs, der „Kastrierten“, die dadurch, daß sie das begehrt und neidet, was der Mann hat und ist, dem

